

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 199.

Montag, 24. Juli

1933.

Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er neigte sich noch näher zu ihr hinüber, so als wollte er verhindern, daß Skolanin ihn hörte, der sich übrigens angelegentlich mit Katja unterhielt und ihr versprach, Bilder aus Berlin und vom Rhein zu zeigen. „Leiden Sie denn nicht unter den hiesigen unfrommen Verhältnissen?“ fragte Webner.

Sie schüttelte leise den Kopf: „Ich kenne ja nichts anderes seit meiner frühesten Kindheit, und jetzt geht es uns doch noch gut im Vergleich zu den argen Zeiten der Revolution, wo kein Mensch seines Lebens sicher war, und die Bolschewisten Seleskoff, Mütterchen Katjas Mann, eines Tages beinahe gehenkt hätten. . . ja, sie hatten ihn schon unter eine Laterne gestellt und wollten ihn gerade hochziehen, als ein Trupp Rotgardisten vorbeikam und mit den Leuten, die sich Seleskoffs bemächtigt hatten, einen Streit anfang; es gab eine wüste Schlägerei und dabei konnte er ausrücken.“

Er hat sich dann wochenlang nicht mehr auf die Straße getraut, aber allmählich ist ja alles etwas ruhiger geworden.“

Skolanin erhob sich jetzt und ging mit Katja ins Nebenzimmer, wo er in einem großen Schrank seine Bibliothek aufgestellt; dort wollte er ihr alles zeigen, was er aus Deutschland mitgebracht hatte.

Webner aber sagte zu Ines.

„Und über all das sprechen Sie so ruhig, als erzählten Sie eine Geschichte, die Sie in irgend einem Buche gelesen haben, und als wären es nicht Schreckensszenen, die Sie selbst, ein junges Mädchen, miterlebt haben.“

Sie hob leicht die Schultern: „Vielleicht wird auch der Schrecken zur Gewohnheit.“

Er dämpfte seine Stimme: „Ich könnte hier nicht lange leben, — die ganze Umgebung, die Arbeitsverhältnisse, der Anblick der Menschen, all das bedrückt mich, lähmt meine Arbeitsfreudigkeit, obgleich Platz auszufüllen ist. Skolanin ist, soweit ich es beurteilen kann, auch zufrieden mit mir, — —“

Er stockte plötzlich. Wie kam er dazu, vor diesem fremden Mädchen, das er zum ersten Male sah, seinen geheimsten Gedanken, die er sich bis jetzt kaum selbst eingestanden hatte, so offen Ausdruck zu geben.

Sie sah ihn jetzt wieder fest an, und in ihren Augen glomm etwas wie Interesse auf.

„So möchten Sie sobald als möglich fort von hier?“ fragte sie.

Er nickte. „Ich hatte mir die russische Verhältnisse doch nicht so vorgestellt.“

„Ich kann das nicht beurteilen“, sagte sie, „denn ich weiß nicht, wie es wo anders ist.“

Da neigte er sich ganz dicht zu ihr. „Sie kennen den Plan Skolanins?“ Seine Stimme klang belebt. „Wie stellen Sie sich dazu?“

Sie sah ihn ohne Scheu an, obgleich ein zartes Rot in ihre Wangen stieg, was sie plötzlich sehr liebreizend erscheinen ließ.

„Ich werde mich dem Wunsche meiner Eltern und Alexander Alexandrowitschs, der mein Vormund ist, fügen“, sagte sie ruhig.

Vorhin sagten Sie, Sie sehnten sich nicht fort aus Rußland, also ist es ein Opfer, das Sie Ihren Eltern bringen?“

Sie legte den Kopf an die Lehne des Sessels. „Ich weiß es nicht, ob es ein Opfer ist, das ich bringe; vielleicht ist es eine Gnade, die mir widerfährt, und ich bin nicht verständig genug, sie zu begreifen.“

„Sie sind gläubig?“

Sie sah ihn fast erstaunt an.

„Wovon sollten wir sonst leben? Mütterchen Katja und ich? Woran uns halten, wenn wir unseren Glauben nicht hätten? An ihn klammern wir uns in unseren Nöten, obgleich man unsere Geistlichen verjagt hat und unsere Religionsübungen verbietet.“

Ein tiefes Mitleid mit Ines Michabelles sagte ihn. Das Bild der hübschen, etwas leichtsinnigen Marianne, das im Unterbewußtsein immer vor ihm stand, verblaßte ein wenig vor der lebendigen Erscheinung dieses ruhigen, schönen und trotz seiner Jugend schon so abgeklärten Mädchens.

„Bedenken Sie, wie glücklich Sie sich dann in Deutschland fühlen werden, frei von jedem Zwange, im Schoße Ihrer Familie, Ihren Neigungen, Ihren Wünschen und ungehindert Ihrem Glauben lebend“, sagte er.

Wieder wurde sie rot.

„Die Aussichten sind verlockend; aber vergessen Sie nicht die Bedingungen, unter denen ich Rußland nur verlassen darf.“

Er lehnte sich zurück — „Sie meinen die aufgezogene Ehe mit einem ungeliebten Manne?“ fragte er.

Sie nickte. „Die Bedingungen sind für beide Teile gleich hart.“

„Und Sie glauben nicht, daß sie durch allmähliches gegenseitiges Verstehen zu mildern wären?“

Sie zuckte die Achseln.

„Ich — ich weiß es nicht“, sagte sie. Aber etwas Warmes, nie Gelanntes, überslutete bei den Worten des Mannes ihr Herz, dann aber fiel ihr ein, daß er auf diesen Handel ja nur um äußerer Vorteile willen eingehen wollte, und der freudige Funke verlösch so rasch, wie er aufgeglommen war.

In diesem Augenblicke traten die beiden anderen wieder ein, und das Gespräch war somit unterbrochen.

Katja hatte rote Flecken auf den Wangen, und ihre Augen glänzten — sie hatte Bilder aus Deutschland gesehen, von vielen Orten, die sie selbst kannte, an denen sie jung und glücklich gewesen war; ja, ein Bild vom Brandenburger Tor hatte ihr Alexander Alexandrowitsch

sogar geschenkt, und sie hielt es nun in den Händen und betrachtete es immer wieder mit glücklichen Augen. —

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Schützling, der Ihre künftige Frau werden soll?“ fragte später, als die beiden Frauen längst gegangen waren, Skolanin den Ingenieur.

„Sie ist ein schönes und eigenartiges Mädchen“, sagte Alfred Webner vorsichtig. „Sie ist eine Deutsche und doch eine Russin, jedenfalls keine ganz unkomplizierte Natur.“

„Sie ist Ihnen nicht unsympathisch?“ forschte Skolanin besorgt, der schöne Plan könne noch scheitern.

„Nein, durchaus nicht“, sagte der andere, aber es lag ein leichtes Zögern in der Stimme.

„Haben Sie selbst mit ihr über die Angelegenheit gesprochen?“

„Gewiß, sie fügt sich dem Wunsche ihrer Eltern, aber sie ist ohne jede Illusion und ist sich des Opfers wohl bewußt, das sie zu bringen bereit ist.“

Skolanin schüttelte etwas verständnislos den Kopf, — derartige subtile Definitionen lagen seiner vielleicht etwas primitiven Auffassung vom Seelenleben anderer nicht. Er sah hier nichts von Opfer. Das Mädchen kam aus kleinen, gedrückten Verhältnissen in eine glänzende Umgebung, bekam gleich einen ansehnlichen Mann dazu, — was wollte es noch mehr? Es sollte froh sein, daß das Schicksal es so gut gemeint hatte und ihm diesen netten, unverheirateten deutschen Ingenieur in den Weg geführt hatte!

„Und Sie?“ fragte er plötzlich, „sind Sie nun entschlossen, auf die Sache einzugehen?“

Gespannt sah er ihn an.

Webner zögerte auch jetzt einen Augenblick mit der Antwort.

„Gewiß“, sagte er, „nur bitte ich noch um ein paar Tage Bedenkzeit; ich erwarte noch eine Nachricht aus Deutschland, ehe ich mich endgültig entscheiden kann.“

Skolanin war enttäuscht; würden sich nun hier seinen Plänen auch wieder Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg stellen?

Trotzdem konnte und wollte er Webner nicht drängen, ihm seinen Unmut nicht zeigen; vielleicht hätte das nur Widerstand in dem jungen Manne hervorgerufen, statt ihn gefügig zu machen; er kannte dessen Charakter zu wenig, um sich vollständig darüber klar zu sein, wie er sich in diesem oder jenem Falle verhalten würde.

So verabschiedete er sich auf das freundlichste von ihm und ging dann, tief in Gedanken verloren, wohl noch eine Stunde in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er war durchaus nicht mehr so zuversichtlich, wie er es am Beginn des Abends gewesen war.

Die beiden Frauen waren inzwischen zu Hause angekommen. Skolanin hatte sie von seinem Diener heimgeleiten lassen.

Vorsichtig hatten sie die Zimmertüre aufgeschloffen und nach dem Bett gespäht, ob sie auch Seleskoff, der wohl schon seit Stunden schlief, durch ihr Kommen nicht geweckt hätten, aber als sie keine ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge hörten, wandten sie sich der kleinen Küche zu, die, nur durch einen Vorhang von dem Zimmer getrennt, nach dem Hof zu lag.

Katja ging zu dem vergitterten Fenster und sah nach, ob ihr Mann auch die Holzläden und den Vorhang richtig befestigt hatte; dann erst zündete sie eine kleine Lampe an und stellte sie auf den Tisch.

Sie winkte Ines, die sich inzwischen ein Hauskleid übergeworfen hatte, und beide hoben dann so geräuschlos wie möglich ein Brett hoch, das unter einem alten, verschliffenen Teppich gelegen hatte, und an dem zwei eiserne Handhaben angebracht waren. Eine Öffnung am Fußboden tat sich auf.

Vorsichtig legten sie das Brett beiseite und stiegen dann auf einer leiterartigen Treppe eine Anzahl Stufen hinab in einen geräumigen Keller.

Hier stand auf einem Mauervorsprung eine Lampe, Katja zündete sie an, nahm sie in die Hand, und dann gingen beide Frauen über Kohlen und einen dürftigen Kartoffelvorrat hinwegsteigend, nach rechts in eine kleine

Nische, die durch einen Vorhang abgetrennt, von einem mit den Räumlichkeiten nicht vertrauten Fremden kaum bemerkt worden wäre. Ines schlug den Vorhang zurück und ließ ihre Pflegemutter mit der Lampe vorangehen; dann ließ sie den Vorhang wieder fallen.

Der Raum, in dem sie sich nun befanden, hatte, an der sonstigen Umgebung gemessen, jeden Besucher wahrscheinlich in Erstaunen gesetzt. Hier hatten sich die Frauen ein kleines Paradies geschaffen, das ihnen ganz allein gehörte, von dem niemand außer Seleskoff eine Ahnung hatte, und in dem für kurze Stunden auch in ihre leeren und trostlosen Herzen ein wenig Frieden und Glück einkehrte.

Der ganze Raum war mit Teppichen ausgelegt, die Katja noch aus einer besseren Zeit herübergerettet hatte, und die sie nicht gewagt hätte, in ihren ärmlichen Stuben auszubreiten. Über Eck an der Mauer, die in heller Farbe gestrichen war, stand ein kleiner Altar mit einem Muttergottesbilde darauf, und davor stand eine Betbank. An der Seite hingen ein winziges rotes Lämpchen und ein Weihwasserbeden, in das Katja jetzt die Finger指尖en senkte.

Hier verrichteten die beiden Frauen ihre täglichen Andachten; bis hierher erreichte sie kein Klang und Lärm von draußen, kein Schrecken der trüben und erbarmungslosen Zeit.

Nebeneinander knieten sie jetzt vor dem Altare nieder und verrichteten ihre Abendandacht. Katja in Furcht, ihren Liebling zu verlieren, andererseits aber bestrebt, dem Glück des Mädchens zu dienen; und Ines voll banger Zweifel, in die sie das Zusammentreffen mit dem Mann, gestürzt hatte, der ihr Gatte werden sollte, dem sie glaubte, ihre Achtung versagen zu müssen, weil er sich um Geld und äußerer Vorteile willen bereit erklärte, diese Ehe einzugehen, und mit dem sie nun für ein ganzes Leben verbunden sein sollte. Sie zwang ihre Gedanken, die immer wieder abirren wollten, zu inbrünstigem Gebet, Rat und Hilfe heischend von der Gottesmutter, deren Bild dort oben auf dem Altare thronte.

Als sie sich endlich erhob, stand Katja schon hinter ihr. „Sing mir noch irgendeinen Vers, Ines“, bat diese, „ich möchte so gern heute abend noch einmal deine Stimme hören.“

Gehorsam nahm das Mädchen die Laute von dem Diwan, der an der Längsseite der Wand stand, schlug das Band, das am Instrument befestigt war, um den Hals und schritt langsam, wie in Gedanken, wieder vor den Altar.

Mit ein paar Bewegungen stimmte sie die Saiten, und dann klang ihre Stimme, gedämpft zwar der Umgebung wegen, aber klar und rein:

Meerstein, ich dich grüße,
 O Maria hilf!
 Gottesmutter, süße,
 O Maria hilf!
 Maria hilf uns allen
 In unserer tiefsten Not.“

Und plötzlich glitt die Laute zu Boden, Ines selbst aber sank vornüber auf die Betbank und schluchzte auf: Maria, hilf uns allen in unserer tiefsten Not.“

Erschrocken war Katja zu ihr geeilt und umring die Weibende mit beiden Armen. „Kind, Kind, wer wird sich so aufregen, — alles wird gut werden . . . Du wirst reich und glücklich sein!“

Da schlang Ines beide Arme um ihre Pflegemutter und flüsterte: „Nie, nie, Mütterchen Katja, werde ich glücklich; niemals, wenn ich dem fremden Manne folgen und dich verlassen muß.“

Und sie weinten beide in banger Ahnung trüber Stunden, die ihnen aller Borausicht nach in Bälde bevorstünden.

(Fortsetzung folgt.)

Nikita und der gute Zufall.

Den Polizeizitteln nacherzählt von Walter Perlich.

Überall auf den Märkten erschien die Bude „Das Theater der Weltwunder“. Sie fiel schon durch den Lärm, den ein Ausrufer durch Mikrophon und Riesenlautsprecher verursachte, auf, und durch den viertelstündlich wiederkehrenden Aufmarsch seltsamer Menschen. King Kuang, der Fürst der Kaurineger, sollte, so wurde erklärt, Feuer in jeder Form fressen und brennend wieder ausspeien. Ein Affe und der Wunderhund mit zwei Schwänzen würden das Programm vervollständigen. Aber, so fuhr der Ausrufer fort, das sei noch nicht alles! Triumphierend hob er das Bett einer Puppe auf sein Podium — die Dede des kleinen Möbels war über ein erhöhtes, regloses Etwas gezogen. Hier befindet sich der kleinste Mann der Welt, im Vertrauen gesagt: ein Prinz von Serbien, dem man widerrechtlich wegen seiner geringen Körpergröße das eigene Vaterland verboten habe. Der Prinz besitze eine wunderbare weibliche Sopranstimme und singe größte Arien mit spielender Leichtigkeit. Alles zusammen für dreißig Pfennige.

Den Ausrufer müssen wir zugleich als den Direktor Herrn Melzer vorstellen. Die Frau Direktor an der Kasse, eine taube Blondine, leidend, seit sie als umjubelte Schulleiterin einen gefährlichen Kopfsturz nur mühsam überwunden hatte, war der Tyrann der Wohnwagen. In die Vorstellungen mischte sie, die sonst in allem ihre spitz gewordene Nase hatte, sich nie. Nur den Prinzen trug sie selbst auf die Bühne, hielt ihn auf dem Schoß, ließ ihn auf einem goldbladierten Tischchen stehen und schließlich mit einem Notenblatt in der Hand piepsend singen, daß die Sterne blitzen und die Liebe wunderbar sei. Worauf sie ihn auf dem Arm ins Publikum trug und er gegen eine Gebühr von fünfzig Pfennigen den Damen Küßchen gab, kaum auf ihre Wangen hauchend. Große Männer vom Varieté hatten schon verhandelt, um den Kleinen zu bekommen. Doch die taube Direktorin schüttelte den Kopf, und Melzer blieb höflich, doch abweisend. Auch Verträge, die Vorteile für das eigentümliche Ehepaar einschlossen, wurden grundlos abgelehnt, und wenn ein boshaft gewordener Agent schließlich die Polizei in die Sache mengte, so wurde noch weniger erreicht, denn es stellte sich heraus, daß Prinz Nikita lediglich ein — erlaubter — Deckname für Hans Melzer darstellte. Er war sechzehn oder siebzehn Jahre alt und nachweisbar von der Schulleiterin geboren.

Schaubudenehepaare haben auch einmal abseits vom Felde ihres Tuns Besorgungen. Melzer ging mit seiner Frau fort, und es mußte wohl eine besonders eilige Sache sein, denn sie ließen zum ersten Male den Prinzen in seinem Wagenabteil allein, verschlossen die Tür und trugen King Kuang auf, gemeinsam mit Nero, dem Hund, zu wachen. Der Neger saß auf der Wagentreppe. Plötzlich ließ Kuang die Schale mit den Kartoffeln, die er schälte, vor Schreck zu Boden fallen und starrte zum Wagen. Darinnen schrie eine Stimme in fürchterlichster Bedrängnis. Kuang gehörte nicht zu den mutigen Negern, aber hier fühlte er Pflicht und Sorge um den Kleinen, raffte sich auf und rüttelte an der Tür. Es gelang ihm nicht, sie zu öffnen! Bald begann auch er aus Angst in den Ruf seiner fast vergessenen Heimat zu brüllen; es half nur soviel, daß einige andere Budenbesitzer auftauchten und neugierig auf den Wagen karrten. Zu Kuangs Ärger gehörte den Gassenden auch der Liliputaner Hektules Hinz an, ein kleiner Universalartist, achtzig Zentimeter groß und gegenüber dem dreifundfünfzig Zentimeter messenden zierlichen Prinzen fast ein Normalmensch, dank der Güte seines Ausrufers aber dennoch eine von diesen Melzerleuten heftig gehaßte Konkurrenz.

Auch die durch das Fenster in den Wagen Spähenden vermochten nicht, die Ursache des Sammergeschreis zu entdecken. Schließlich schlug Kuang die Scheibe ein, die Angstrufe kamen nur um so lauter heraus, und sein schwarzer Kopf drückte sich ins Wageninnere. Selbst Neger können erbleichen — sie laufen etwas gelb an —, und verstört wandte er sich zu den Menschen. „Der Affe“, sagte er nur, und alle begriffen. Ein kleiner Zigarettenhändler sprach auf Hektules Hinz ein, nahm ihn sodann auf die Schulter, und wirklich, der Liliputaner kroch durch das Fenster, durch das er sich als einziger zu klemmen vermochte. Drinnen spielte und leiste der Affe auch ihn an, aber vor der Beherztheit dieses beweglichen Menschen stoh er in die Lampe und schimpfte nur von dorthin. Hektules sah erstaunt in der Ecke einen Käfig, dessen Tür geöffnet war, und drin, halb liegend, halb sitzend, an Kopf und Händen blutend, das kleine

Etwas von Mensch, den Prinzen Nikita. Mühsam zog er ihn hervor, reichte ihn durchs Fenster dem Neger und klomm wieder ans Tageslicht. Frauen schrien, Männer schimpften, doch als Hektules die Geschichte mit dem Menschen im Käfig schilderte, wurden alle eisern ruhig. Der Neger verstand nicht ganz den Sinn der Worte, wohl aber die feindlichen Mienen und wollte den Kleinen an sich reißen. Man versperrte ihm einfach den Weg. Dann untersuchte man die Wunden des Kleinen. Hektules nahm sachmännlich seinen Witzberg in den Arm, um zu sehen, ob stärkere Verletzungen vorgekommen waren. Das Wesen blieb reglos. Als Hinz ihm die Tade abwängte, wurde das Geheimnis der Unbeweglichkeit Nikitas einfacher: in harten, geschnürten Bandagen sat jener Kleine. Ein japanischer Liliputaner hatte Hektules erzählt, daß man durch Binden und Käfige von geringer Höhe in der Mongolei willkürlich das Wachstum von Menschen unterbinde. Er ahnte die furchtbaren Qualen dieses Wesens, das schlapp wurde, sobald man ihm die Packung, die ihn presste, lockerte, trat beiseite und legte dem Neger das Bündel in den Arm. Während andere noch diskutierten, schlich er sich seitlich durch die Wagentreihe, lief durch die Straßen und sprudelte es nachher auf der Polizei hervor, was er erlebt.

An diesem Abend flammte nicht die blaue Schrift auf; das Direktionsehepaar saß in Hast, und der Neger, dem langsam dämmerte, um was es ging und was sein schwerer Verlust nie erahnt hatte, fuhr traurig in einer Berg- und Talbahn und verjübelte seine ganze letzte Gage, bis man ihn hinausjagte.

Auch die Bude von Hektules Hinz blieb geschlossen. Der Universalzwerge saß im Krankenhaus neben einem Kinderbett und ließ sich in der Nacht, als der Professor kam, erzählen, wie die Sache stand. Man könne, meinte der kluge Arzt, wohl noch die verdorbenen und verkümmerten Knochen kräftigen, das Wachstum hingegen sei für immer vernichtet. Durch die Käfiggrenze oberhalb des Kopfes und die harten Bandagen hätten die Schilddrüsenjäfte einen falschen Weg gesucht, den nur eine lebensgefährliche Operation ändern könne. Die taube Frau Melzer gestand. Sie war zu ihrer Tat veranlaßt worden, weil sie das Kind nicht brauchen konnte. Aber auf den Märkten machten immer die Liliputaner das Rennen. Da erzählte ihr, als der Knabe zwei Jahre alt war, ein mongolischer Gaukler, wie man in Asien künstlich Zwerge für die Fürstenthöne züchte. Melzer, willenlos vor ihren Wünschen, hatte eingewilligt, den eigenen Sohn zu einem Objekt des Staunens zu machen. Noch drei Jahre, und sie hätten das Geschäft stillgelegt, sich ein Haus gekauft und den Kleinen, der nicht mehr hätte wachsen können, durch Agenten ans Varieté gegeben. Nun kam es anders. Hektules Hinz nahm ihn nach den Erholungswochen im Krankenhaus mit auf seine Weltreise. Sie sind eine berühmte Nummer geworden und verdienen viel Geld. Nur wenn Frauen Nikita streicheln wollen und zu ihm „Arme, kleine Puppe“ sagen, wehrt er sich verzweifelt gegen ihr Mitleid, und Hektules braucht Stunden, um den Weinenden zu beruhigen, der sich vor allen „richtigen“ — den großen — Menschen fürchtet . . .

Die beiden Hamlets.

Eine Theatergeschichte von Alfred Petto.

Die Geschichte, die ich hier erzähle, hat sich vor einigen Jahren an einer größeren Bühne Westdeutschlands zugetragen. Zwei Schauspielere, der erste und der jugendliche Held, waren darüber im Streit geraten, wie jene ungewöhnlichste aller dramatischen Rollen, Hamlet, zu gestalten sei. Obwohl ein jeder sich anfänglich um die Lösung dieser Frage, bereitwillig schon so viel gelehrhame Tinte vergossen wurde, redlich bemühte, so endete es doch zu guter Letzt mit einem höchst abstoßenden Wortgefecht über die künstlerische Fähigkeit eines jeden von ihnen. Es handelte sich ursprünglich darum, Reizenberger, der als erster Held den Hamlet spielte, war aber auch anderorts gebilligten Ansicht, man müsse den Hamlet modern, zeitgenössisch, gleichsam „im Smoking“ gestalten, voll nervöser Juviespältigkeit und Ohnmacht. Warum? Das Grundübel des Hamlet'schen Wesens sei eben diese nervöse Veranlagung, eine Krankheit, die zur Zeit Shakespeares zwar nur eine Einzelerscheinung, heutzutage jedoch epidemisch sei. Diese Ansicht teilte selbstverständlich der Regisseur, aber dieser Mann war weitherzig und uneigennützig genug, auch der Auffassung Pfäffles, des jugendlichen Helden, Gestaltungsmöglichkeit zu geben, trotz Reizenbergers eiferfüchtigem Widerstand. Also spielte Pfäffle in der nächsten Aufführung. Seine lange, bauernhaft hagere Gestalt, die so harmonisch zu seinem Wesen sich fügte, hatte nichts von der

Aberreiztheit Reichenbergers, war eher schwer, steif, verbissen, das Bild eines Menschen, dessen Schicksal plötzlich ausbricht und ihn, wirt und trunken, mit sich zieht.

Der Erfolg war außerordentlich, man pries Pfäffles Leistung, zumal auf Seiten des Schauspielpersonals, das sich zuvor noch voll heimlicher Schadenfreude an dem Wortgefecht ergötzt hatte. Vielleicht, hieß es, liege Pfäffles Erfolg nicht einmal nur an der Auffassung, ein Schauspieler von seinem Formate hätte auch eine andere Rolle glaubhaft und zwingend gestaltet, nein, er sei ohne Zweifel begabter, tiefgründiger. Reichenbergers Mut und Eifersucht schwoll ins Grenzenlose. Er lief zur Intendanz, zur Direktion, hierhin und dahin, er sei der Ältere und der erste Held, dem die Rolle ausschließlich zustehe. Um, seine Leistungen in allen Ehren, beschrieb man ihn achselzuckend, aber bei diesem Kassenerfolg Pfäffles sei ein Rollenwechsel schlechterdings doch wohl untüchtig. Reichenbergers Stern war im Sinken. Der Schauspieler brütete Tag und Nacht, wie er seinen Widersacher verderben könnte. Die Eifersucht verließ seiner Erfindungsgabe die Fittiche des Ablers; denn der Reid, heißt ein altes Sprichwort, rastet nicht eher, als bis ein Schiff mit Leuten untergeht.

Abends spielte Pfäffle den Hamlet zum zweiten Male. Die Szenerie, die bekanntlich in rascher und bunter Folge wechselt, ist so schwer und zwingend in ihren Bildern, daß man ihnen folgen muß. Die Worte fallen von der Bühne herab wie schwarze Vögel und flattern gespenstisch durch den Raum. Aber trotz alledem gab es da ganz vorn in den Orchesterischen einen Mann, der eingeschlafen war. Im dritten Aufzuge begann er sogar zu schnarchen. Die Umstehenden, in ihrer Andacht gestört, wurden unruhig, schoben sich auf den knurrenden Stühlen zurecht. Als man ihn anstieß, hörte das Schnarchen eine Weile auf, der Mann sah mit nidendem Kopfe in seinem Stuhle, aber schon fiel er wieder sanft zurück, sein Mund klappte auf und ließ das alte sauchende Schnarchen hören. Wer war eigentlich dieser Mann? Einige glaubten zu wissen, daß er einer der Kutsher sei, die auf dem Domplatz in langen Wagenreihen nebeneinander standen und wie Holzfiguren regungslos auf ihren Sihen hockten. Wie kam dieser Mann auf diesen Platz?

Das Schnarchen ging unbeirrt dahin. Da stand ein Herr auf, schlängelte sich durch die Reihen, er hielt das Programmheft wie einen Stod in der Faust.

„Se da!“ zischelte er und schüttelte den Schnarcher am Armel, „wenn Sie befohlen sind, dann . . .“

Der Kutsher fuhr mit lautem Geräusper hoch, sah mit glasigen Augen um sich. „Was is d'n?“ brummte er schläfrig. Aber schon lag sein bärtiger Kopf wieder hintenüber, der Mund stand auf, sein Schnarchen klang bald wie das ersticke Wimmern eines Kindes, bald wie Trompetenstöße. Es schwohll durch den atemlosen Raum, zerlegte, zerschneidete die Luft, das Spiel, jedes Wort, jede Geste. Pfäffle hörte es deutlich, es war ihm, als schwingte eine Keule durch die Luft und schlage unbarmherzig in regelmäßigen Nieten auf ihn ein. Seine Gedanken wollten wie aufgeschreckte Vögel zerflattern, nein, dachte er, ich darf es nicht hören, ich darf nicht ertrinken, ich muß meine letzte Kraft anspannen, sonst bin ich verloren. Oder spiele ich so erbärmlich schlecht, daß dieser Mann einschläft? Wie lange noch, und das ganze Publikum wird schlafen, schnarcht da nicht noch einer und noch einer? Plötzlich ist es still. Stimmen flüstern, Stühle klappen, da reißt Pfäffle sich zusammen, mit letzter Hingabe, mit letzter Kraft . . .

Man horcht auf. Es schwirrt etwas wie blaßes Verwundern durch den Raum. Das Schnarchen kommt wieder, aber man achtet nicht darauf; es geht leise und verschwimmend über sie hin wie ein ferner Ton, von dem man nicht mehr weiß, ob er noch ist. Pfäffle und nur Pfäffle! . . . Man wehrt sich wie vor einer dunkel drohenden Macht, man fühlt sich mit diesem Menschen Hamlet, der ein Werkzeug in der Hand des Schicksals ist, jetzt hin und her geworfen, jetzt allein mit seinem zerbrochenen Leben, von Ängsten geschüttelt, von Zweifeln zerrissen, von Haß gebläht — man fühlt sich mit diesem Menschen irgendwie verbunden, getroffen und in der sorglosen Ruhe aufgeschreckt, als ob es, wie hier Hamlet, jeden treffen kann, heute, morgen, wer weiß wann?

Und als der Vorhang fällt und die Lichter wieder aufblitzen, da ist dies wie das köstliche Leuchten eines Kerzenlichts in schwerer Nacht. Eine Weile regt sich kein Laut, dann klatscht die erste Hand, sie ist wie ein roher Schlag, aber dann rauscht ein endloses Klatschen durch den Raum. Pfäffle steht da, verneigt sich, fast ist er zu kraftlos dazu —

Das ist die Geschichte von Hamlet und einer Konterverse, die so sachlich begonnen wurde und mit dem ungewollten Sieg des einen und der menschlichen Niederlage des anderen endete; denn es konnte nicht ausbleiben, daß der geschwätige Kutsher ein Geheimnis ausplauderte. Man erfuhr, daß Reichenberger ihm neben der Eintrittskarte eine ansehnliche Summe Geldes zugesteckt habe. Jedensfalls, was den Droschkenkutscher betraf, so konnte ihm keiner den Vorwurf machen, daß er keine Sache schlecht verhehen habe: So teuer ist ihm später nie wieder ein Schnarchen bezahlt worden.

Das Dampfschiff.

Von Hans Gäsgen.

In einem schönen Tage des Jahres 1817 stieg aus der Postkutsche in Konstanz ein junger Mann.

Er trug eine gewichtige Mappe unterm Arm und fragte nach einem guten Gasthaus.

Am nächsten Tage aber konnte man Herrn Georg Bodmer am See, am sogenannten Schiffmacherplatz, unterhalb des „Schäpfl“, wandeln sehen und da und dort eine Weile stehen bleiben.

Er sprach mit den Schiffbauern, die dort eifrig am Werke waren, und zeigte ihnen Pläne und Zeichnungen, die er seiner Mappe entnahm.

„Also ihr seid bereit, Meister, mir euer Schiff, sobald es vollendet ist, zu überlassen?“ fragte er einen alten, weißbärtigen Schiffmacher.

„Zawohl, Herr Bodmer, gegen den ausgemachten Preis.“ Dann vergingen ein paar Wochen.

Immer wieder ging Bodmer zur Post, um zu fragen, ob nicht für ihn eine Sendung aus England eingetroffen sei.

Ja, um was es sich denn handle?, fragte der Postmeister eines Morgens ungeduldig.

„Um ein Geheimnis, lieber Mann, das mich und ganz Konstanz berühmt machen wird“, lautete die Antwort des Davonschreitenden.

„Er spinnt, er spinnt“, sagte der Postmeister leise vor sich hin, ehe er sich anderen Dingen zuwendete.

Das Schiff war vollendet, aber das Wichtigste fehlte: die in England bestellte Maschine, die nach den Angaben Jultons gebaut werden sollte, der schon vor zehn Jahren mit Dampf über amerikaniſche Gewässer gefahren war.

Sie kam nicht, die Maschine, nur ein Brief der Lieferfirma langte an, worin zu lesen stand: Man danke für die Bestellung, die Maschine lagere in Köln, wo sie Herr Bodmer, gegen Zahlung des ausgemachten Preises, abholen lassen könne.

Da wurde der kühne Mann verlegen und wußte nicht, was tun. Ganz anders hatte er, der ja keine Mittel besaß, sich die Sache gedacht in seinen, von kaufmännischen Erwägungen nicht allzu beschwerten Gedanken: Das Dampfschiff sollte fahren, sollte viel Geld einbringen, und von den Einnahmen wollte er Schiff und Maschine dann bezahlen.

Nun lief der Mann von Pontius zu Pilatus, wie man zu sagen pflegt, legte seine Pläne vor und bat um Förderung. Man lachte ihn aus, man verspottete ihn.

Es ging ihm ähnlich, wie hundert Jahre später einem anderen Deutschen in der Bodenseegegend, der, was Bodmer auf dem Wasser plante, in der Luft ausführen wollte.

Endlich gelang es ihm, nach schier endlosen Bemühungen, wenigstens den Kaufpreis für den Schiffsrumpf zusammenzubekommen, und es war für ihn ein stolzer Augenblick, als das Schiff seinen braunen Leib in den See senkte.

Aber dabei sollte es auch bleiben.

Gefahren ist die „Stephanie“, die Bodmer nach der Großherzogin von Baden nannte, nie.

Sie schaukelte im Wasser an der Uferkette.

Stundenlang stand Bodmer dabei, dem Spott der Straßensungen ausgeliefert. Und wenn die Wellen um den Schiffsrumpf plätscherten, war es ihm, sie riefen: „Maschine, Maschine, Maschine!“

Eines Tages bestieg Bodmer die Postkutsche, um davonzufahren.

In hellen Scharen umstand die Jugend den Wagen.

Und als die Pferde anzogen, um den unglücklichen Mann von dannen zu fahren, begannen die Buben und Mädchen auf einmal das Spottlied anzustimmen, das einer von ihnen geschaffen hatte:

„Der Bodmer, der ist ein Genie:

Er schuf die schöne „Steh, fahr nie!“

Also geschah es am herrlichen Bodensee im Jahre 1817.

Und wenn wir heute über die Wasser des Schwäbischen Meeres dahinfahren, wollen wir zuweisen auch des vergessenen, verspotteten Mannes gedanken, der, mit ungenügenden Mitteln und ein wenig zu früh, verwirklichen wollte, was wenige Jahre später Wahrheit wurde: das erste Dampfschiff auf dem Bodensee.